38

Illustriertes Sonntagsblatt

1899

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Der Wilderer.

Erzählung von Oskar Staudigl.

(Fortsetzung.)

Toni starrt mit glühenden Augen auf den Fremden, er kann ihn nicht erkennen, denn der steht im Schatten. Aber der Jäger ist's nicht; das ist a Wilderer! denkt Toni; der hat — vielleicht den andern Hirschen a g'schoss'n und da versteckt! Do nein, das kánn nit sein, sonst that er'n ja vermiss'n und such'n; den hat an anderer bracht! Ja, ich bin ja gar nit furt g'wesen, i hab ja g'schlafen! Aber Gewißheit will Toni haben, er springt vor und faßt den anderen. Dieser taumelt erschreckt zurück, reißt sich los und schreit: „Toni! Toni! sag' nichts, soll Dein Schad'n nit sein!“ Er stürzt hinaus und läßt den vor Ueberraschung schier starren Toni zurück, denn er hat den Wilderer erkannt: „Um Gottes Willen! Dös war ja der Buchner! Der Buchner!“ schreit Toni. „Der Neßl ihr Vater an Wilderer? O mein gütiger Himmel! Wenn das die Neßl wüßt! I soll schweig'n, hat er gsagt! Es is nit mein' Schad'n! Ja mant er, der Toni nimmt Schweiggeld? O nan! Aber verrat'n darf i ihn a nit! Toni! Wie viel hat g'fehlt, und Du warst jetzt an Wilderer. Und dann de arme Neßl! Dös war ihr Tod! — Wer hat aber den ersten Hirschen g'schoss'n? Der Franz? Der hätt' mi schon aufg'weckt! — Der Franz is vielleicht deshalb nit komma, weil er ausg'spürt hat, daß heut andere wildern. Er wollt' ja, bevor er 'rauf kommen war, in Wald auspürsch'n.“

Lange Zeit geht Toni nun nachdenkend auf und nieder, und überlegt, was er thun soll. „Soll i auf Franz wart'n? Weiß Gott, wenn der kummt! Was soll i mit de zwa Hirsch'n anfanga? D' Wilderer kummen jetzt nimmer her! Vielleicht kummt do der Franz, i werd' ihn frag'n! Der wird a schau'n, wann i ohne z' wildern nun zwa Hirschen hab'! — Und erst was für Prachtkerle!“ Toni muß nun nun selbst lächeln. „Do, wenn jetzt'n a Jäger kummt, wird' der mich wohl für'n Wilddieb halt'n. Nit?“ Da hört er jemanden kommen. „Es wird Franz sein,“ murmelt Toni, Da öffnet sich die Thür, das helle Tageslicht fällt blendend herein, es ist schon lange Morgen geworden; Toni prallt zurück, er steht dem Förster Kreglinger gegenüber.

4.

Es ist am Morgen nach jenem Tage, an dem der alte Förster mit seiner Tochter die Unterredung wegen Tonis Ernennung gehabt hat. Trotz der frühen Morgenstunde ist es im Forsthause zu Lugau schon lebendig. Der alte Förster Kreglinger liegt zwar noch in den Federn, aber sein Töchterlein hatte schon die Hände voll Arbeit. Knechte und Mägde sind schon lange ihrer Morgenbeschäftigung nachgegangen; die Hühner laufen schreiend im Hofe umher; die Enten und Gänse marschieren in „Einserreihen“ der Dorfpfütze zu. Lisi trägt das Frühstück, das sie eben fertig gekocht hat in die Gesindestube; für den Vater wird der Morgenkaffee warm gestellt, denn er frühstückt später. Nun ist Lisi wieder in der Küche allein, die wichtigste Arbeit ist gethan. Sie kann sich nun auch einige Minuten Ruhe gönnen, um einen Morgenimbiß zu sich zu nehmen. Aber heute — läßt sie sich auf den Sessel niedersinken, lehnt sich auf den Tisch hin und weint, weint, als sollte ihr das Herz brechen!

Lisi hat eine schlaflose, ereignisvolle Nacht durchgemacht. — Abends hatte der Vater die freudige Nachricht vom Schlosse heimgebracht, daß Toni zum Heger ernannt worden war; trotz der Erfüllung dieses ihres Wunsches war kein Schlaf über ihre Augen gekommen. Als Müdigkeit sie endlich überwältigte, bereiteten ihr furchtbare Träume Qual und ließen sie nach Mitternacht schon wach werden. — Ein unbeschreibliches Angstgefühl trieb sie aus dem Bette; sie kleidete sich an und schlich sich hinaus auf den Gang, öffnete leise des Vaters Schlafgemach; aber ein Blick auf den ganz ruhig Schlummernden belehrte sie, daß diese Angst unbegründet war. Aber trotzdem konnte sie nicht ruhig werden und der Schlaf floh sie. So lehnte sie sich denn an das



Spatzenfang. Nach dem Gemälde von Fritz Sonderland. (Mit Text.)

Fenster und blickte hinaus ins dunkle Nebelgrau des jungen Tages. Ein Gedanke war es, der immer ihren Kopf durchfuhr und den sie nicht bannen konnte, der Gedanke an Franz, daß dieser heute nachts wildere. Vergeblich redete sie sich ein, daß des Vaters Erzählung vom Mittag nur die Schuld trüge, daß sie den Gedanken nicht los werden könnte!

„Wenn's aber wahr ist, daß er doch wildert! Trotzdem, daß er sich so unschuldig und über meine Anspielung zurnig g'stellt hat? Dann will i sein Bild aus mein' Herz'n reiß'n; dann will i ihn hassen, ja hassen! Doch, Dummheit! Bin a narrisch Ding überander, was kümmert er mich? Weiß überhaupt gar nit, ob er mi überhaupt gern hat. Doch auf'n letzt'n Kirchtag hab ich's da nit kennt? — Freili, freili hat er mi gern! Und war's nit d' Eifersucht gestern, die ihn so wild g'macht hat?" Noch manche andere Gedanken durchkreuzten den kleinen Kopf, den sie an die Fensterscheiben preßte. — Da dringt aus dem Walde dumpf ein Schuß herüber. Lisi fährt auf. „Ein Schuß! Das war ein Wilderer!" murmelt sie und reißt das Fenster auf, doch stille ist es wieder. „Wenn das der Franz g'wesen ist? Gott's Willen, vielleicht war er's! O Gott, wenn ich's nur wüßt'! Das war glei beim Schobersberg im Neuwald! Hart an uns'rer Grenz! Franz, Franz!" Kaum wissend, was sie beginnt, nimmt sie ein Tuch aus dem Schranke, wirft es um sich, schleicht stille aus der Kammer, aus dem Hause; draußen im Hof ruft sie dem knurrenden Hunde, der nun freudig um sie herumspringt; dann stürmt sie zum Thor hinaus, „Flott", der treue Begleiter, ihr nach. So eilt sie die Straße hinab in den Jungwald, steigt den Schobersberg hinan, um oben bei der Muttergottesscheuer nach links abwärtsschwenkend dann die Halde vor dem Neuwälder Forst zu erreichen; wenn es Franz war, dann würde er gewiß diesen Weg heimwärts einschlagen, weil er ihn am schnellsten aus dem Neuwalder Gebiete hinausführt. Atemlos kommt sie nun bei dem Martel, das nächst der Muttergottesscheuer einem hier verunglückten Bauer errichtet worden war, an. Vorerst will sie hier noch ein kurz Gebetlein sprechen; ist sie ja noch nie anders vorübergegangen. Sie fällt auf die Kniee nieder. Da knurrt der Hund und zeigt so die Nähe eines lebenden Wesens an. Schnell erhebt sich Lisi, und, obwohl sie wegen des Morgennebels nur schwer gesehen werden konnte, namentlich, wenn man ihre Anwesenheit gar nicht vermutet, tritt sie doch zur Vorsicht hinter das Martel, doch so, daß sie den Nahenden zu sehen vermag. Da nahen sich Schritte, schwer und langsam, wie wenn jemand, der eine schwere Last trägt, sich näherte.

Und ja, da kommt ein Mann mit — einem Hirschen schwer beladen. Der Hund will knurren, aber sie drückt ihn nieder, das kluge Tier versteht's und schweigt. Es ist der Wilderer, der sich naht, der seine Beute in Sicherheit bringt. Da kommt er knapp an ihr vorbei, sie kann sein Gesicht nicht erkennen, aber die Ahnung sagt ihr's, er ist's, er, der Franz! Da bleibt er stehen, zündet die Laterne an und nun erkennt sie ihn, es giebt keinen keinen Zweifel mehr: Ihr Franz ist — ein Wilderer! Ihr Franz noch? Eisig kalt wird ihr das Herz und der Kopf brennt wie Feuer! Franz verschwindet mit seiner Beute in der Scheune. — Einige Zeit vergeht, dann kommt er wieder heraus, leuchtet vor sich hin, den rechten Weg suchend. Er lächelt! sie sieht's deutlich! Er kann noch lachen auch! Nun spricht er zu sich selbst. Sie horcht schärfer hin. Den Anfang des Satzes hat sie nicht verstanden.

„Wird schau'n, der arme Teufel! Ha, ha, ha! Und so glückli fühl i mi, daß i den Hirschen so schön erwischt hab! Und ...."

Weiter versteht sie nichts mehr, denn er hat sich entfernt. Doch das Gehörte ist ihr genug! Franz muß der ärgste Bösewicht sein! Nicht einmal Angst fühlt er; nein, er lacht und schätzt sich glücklich! Und wie er sich unwillig und zornig gestellt hat, als hätte sie ihm gestern so unrecht gethan. Solche Gedanken waren es, die sie beschäftigten, während sie heimeilte.

Da fällt wieder ein Schuß. Erschreckt bleibt sie stehen. „Sollte Franz schon wieder?" murmelt sie; „Nein; nicht möglich! Der Schuß kam vom Umlauf herüber!" Sie setzt ihren Weg fort. — Der andere Teil des Morgens verging ihr, vom dumpfen Schmerzgefühl das Herz voll, wie im Traume. Früher als gewöhnlich hatte sie ihre Früharbeit begonnen und nun, da dieselbe beendet ist, und sie sich allein weiß, kommt das lange zurückgehaltene Weh zum Ausbruche und das Herz weint seinen Schmerz aus! Ach, wenn nur alles so wegzuweinen wär'!

„Lisi, Lisi!"

Der Ruf des Vaters schreckt sie aus ihrem Nachsinnen. Sie springt auf, wäscht sich mit kaltem Wasser die Thränenspuren weg.

„Lisi!" läßt sich der Förster wieder hören.

„Komm' schon, Vater!" antwortet Lisi, nimmt die Frühstückstasse und tritt in die Stube und sagt: „Guten Morgen, Vater! Heut schon so früh auf?" Dabei stellt sie ihrem Vater das Frühstück zurecht.

„Gut'n morgen, Lisi; freili heißt's früh aufsteh'n! Muaß den Bergertoni ja aufsuch'n und ihm d' Freud'nbotschaft bringa. Er muaß a glei mit mir zum Graf'n dann! Aber Lisi, Kind, wiar schaust denn Du heut aus? Bist ganz blaß; hast rotgeweinte Augen! Lisi, bist am End gar krank?!"

„O nan, Vater! D'kalte Morgenluft wird dös mach'n!"

„Paperlapapp! An jungen Jagerdirndl schadt's nichts, und hat Dir seit Deine achtzehn Jahr nichts g'schadt! — Was is also! Heraus mit der Sprach!"

Lisi kannte ihren Vater, er durchschaute jede Verstellung, sie war darinnen auch nicht geübt und hatte ihrem Vater noch nie etwas verheimlicht; darum faßte sie schnell einen Entschluß! Sie will dem Vater ihr Abenteuer erzählen, doch den Franz verschweigen, denn verraten darf sie ihn doch nicht! Dann hätte er sie mit Recht als Angeberin verachten müssen. Eine Spionin und eine Verräterin will sie nicht sein. Aber strafen will sie ihn für seine Falschheit. Wissen soll er, daß sie ihn beim Wildern ertappt und beim Verstecken der Beute beobachtet habe. Daß Franz nun bei hellem Tage nicht die Unvorsichtigkeit begehen und in die Scheuer zurückkommen werde, deß glaubte sie sicher sein zu dürfen. Auch weiß sie, daß man bald im ganzen Dorf davon reden würde, sie sei es gewesen, die den Wilderer belauscht und ihrem Vater den Ort gezeigt habe, wo die Beute versteckt worden sei; so erfährt es auch Franz und ihr Benehmen gegen ihn soll ihn noch darin bestärken! Sie wollte ihm ihre Verachtung schon zeigen! Er soll sich keiner Täuschung hingeben können! Schämen müsse er sich, der Heuchler! Sollte er sie aber gar fragen, dann wird er die Antwort haben: „Erst kappern, dann plappern!"

„Vater!" beginnt Lisi, „ich war heut nacht im Wald draußen!"

Der Alte setzt sich im Bette auf, starrt sein Kind entsetzt an, denn er glaubt nichts anderes, als die Aermste sei verrückt geworden! „Im — im Wald? Ja bist —"

„Vater, ich hab nit schlaf'n könna und hab beim Fenster naus g'schaut! Auf einmal hör' i an Schuß. Dös war a Wilderer, denk i mir und wollt'n erwisch'n. Na, i hab'n a g'seh'n, wiar er den g'schoss'nen Hirsch'n in d'Muattergottesscheuer g'schleppt hat. Anred'n hab' i ihn mir aber nit z'traut!"

Nun springt aber der Alte doch aus dem Bette, muß sich aber am Tische festhalten, denn wäre eine Bombe vor ihm plötzlich niedergeplatzt, hätte er nicht erschreckter sein können. Die Füße zitterten ihm und kaum reden kann er: „Ja Lisi! Mein' Lisi! Sag, bist denn verruckt?!"

Lächelnd erwiderte diese: „Nan, Vater, ganz g'scheidt! I hab den Wilderer g'seh'n! Es war no finster und da hab ich ihn net so kennt, do in der Muttergottesscheuer ob'n is der Hirsch."

„Was? Also wirkli? Ja was treibst denn, Du Teufelsmadl? Wiar kummst auf dö narrische Idee? Red', Lisi, erzähl!"

Und nun erzählt Lisi ihrem erstaunt zuhorchenden Vater das Erlebnis der vergangenen Nacht.

Schon lange hat das Mädchen geendet, noch immer aber geht der Förster halb angekleidet in der Stube auf und nieder.

Da bleibt er stehen, klopft Lisi auf die Schulter und sagt stolz lächelnd: „Bist do an Teufelsblitzmädel! Bomben-Hinterlader und Hirschfanger! Schad', daß d' kan Bua bist! Warst a Jager wurn! An Dir is ja a Buar verdurb'n! Donner, Blitz und Pulver! Ha, Ha! Brauch' den Wilderer nit! Brauch'n nit! Aber den Hirsch'n hol'n ma! Den Hirschen!" Dabei kleidete sich Kreglinger rasch an. „Den Hirschen muaß ma hab'n! Den Wilderer soll der Baumüller such'n! Der Herr Graf wird schau'n und lachen! Wann i sag: Euer Gnaden, da bring i an Hirsch'n, den hat heut nacht an Wilderer im Neuwalder Forst g'schoss'n. Mein Tochter, d' Lisi hat'n aufg'stöbert! Natürli, den Wilderer kann's Mädl nit z'sammpacken; sie is ja do an Weibsleut nur! Aber 's Versteck hat's mir g'sagt; den Hirschen hab'n wir!" Sakra, der Graf wird schau'n! Mein' Lisi, mein Madel, mein Kind geht in der Nacht am Wildereranstand! Und der Baumüller wird a dumm's G'sicht mach'n! Ha, ha, ha! Der Förster steht nun zum Fortgeh'n da, stürzt schnell den kalt gewordenen Kaffee hinunter, ruft dem Hunde, küßt Lisi zärtlich auf die Stirne und geht.

Lisi kehrt nun auch zu ihrer häuslichen Arbeit zurück; aber diese will heute nicht recht von der Hand gehn; die Aufregung hält ihr Herz noch gefangen und gar oft ruhen die Hände und sie blickt sinnend vor sich hin, um plötzlich, sich entsinnend, wieder weiter zu arbeiten. Endlich ist sie fertig, und Lisi geht hinaus vor das Thor, zu schauen, ob der Vater schon zurück käme.

Da geht ein Bauernknecht vorüber und sagt: „Gu'n Morg'n, Fräul'n Lisi! Gratulier! Gratulier! Der Neuwalder Förster kann sie bedanken bei enk! Hab schon g'hört! Der Herr Forstmaster Kreglinger hat durch Ihna den Wilddieb jetzt ob'n erwischt. An Buar, der zum Baumüller übi g'lauf'n is, hat mir's zua g'schrian! Bhüat Gott, Fräul'n Lisi."

Das erschreckte Mädchen beantwortet kaum den Gruß, denn diese Nachricht erfüllt sie ja mit schrecklichem Entsetzen! Sie kann nicht recht verstanden haben. Sie will fragen, doch da ist der

Knecht schon lange fort. „Ja ja," sagt sie zu sich selbst, „ich hab recht g'hört! Der Vater hat den Wilderer erwischt! So is der Unglücksmensch, der Franz, richti z'ruck ganga? In Gott's Himmels Namen! O Du gütiger Vater! Und i hab'n ins Unglück bracht! Ich? O heilige Jungfrau! Was soll i denn thuan?! Franz, Franz! O dös kannst mir nit verzeig'n!"

Wie von Furien gejagt, eilt sie aus dem Hause, atemlos kommt sie im Walde an, fast wollen sie die Beine nicht mehr tragen, die Kniee zittern, zuviel war heute schon auf ihr Gemüt eingestürmt. Da bleibt sie plötzlich wie gebannt stehen, sieht sie recht? Ja, er ist's! Franz kommt ihr entgegengelaufen und die Aufregung spiegelt sich auf seinem Gesichte wider. Da erinnert sich Lisi der Worte ihres Vaters, mit Franz könne es gefährlich ausgehen! Sie wagte es fast nicht zu denken! Vielleicht ist ihrem Vater etwas geschehen! Sie hat beide verloren! Beide vernichtet! Sie schreit mit herzzerreißendem Tone: „Franz! Franz! Wo ist —" und sinkt ohnmächtig in die Arme des sie auffangenden Burschen.

Franz weiß nicht, wie ihm wird; noch gellt des Mädchens Schrei in seinen Ohren und sein Herz zittert und bebt, denn so kann nur verzweifelnde Liebe rufen! Doch da liegt sie nun, das heiß geliebte Mädchen, wie tot! Und er weiß sich nicht zu helfen! Die süßesten Namen ruft er ihr zu und dabei rinnen ihm die heißen Zähren über die braunen Wangen! Lisi aber rührt sich nicht! Da drückt er ihr einen Kuß auf den Mund, einen innig heißen Kuß und — das Mädchen schlägt die Augen auf. Doch ihr Blick lehrt, daß sie das volle Bewußtsein nicht gefunden hat; es scheint, noch hält sie alles für einen süßen Traum, denn sie schlingt die Arme um den geliebten Mann, aber bei der Berührung und den Worten Franzens: „Hast mi wirkli gern, mein Lisi?" wird es hell in ihrem Geiste, die Gegenwart mit ihrer schrecklichen Wirklichkeit kommt ihr ins Gedächtnis; sie springt auf, stößt den erschrockenen Franz zurück und schreit: „Franz! Bei allem, was Dir heilig ist, sag', was hast dem Vater than? Red'! Is' er am End gar —"

„Aber Diarndl, i versteh' Di nit, hab Dein Vater ja heut no gar nit g'seg'n! Wirkli! I schwör's bei all'n Heilign!"

„Wirkli? So hat er Di nit ob'n in der Muattergottesscheuer troff'n?"

„Na, mi nit, aber —"

„Wirkli nit? Franz is wahr?" ruft sie vor Freude und faßt den Burschen bei den Armen und die Freudenthränen stehen ihr in den Augen. „Franz, also Du bist nit vom Vater erwischt wor'n?"

„Na, Lise; aber den Toni hat Dein Vater ob'n bei an g'schoss'nen Hirsch'n antroff'n!"

„Was, den Toni? Ja, der is ja gar nit der Wilderer!" schreit Lisi erschreckt auf.

„Freili is ers nit! Er is unschuldi, deshalb bin i aber g'rennt und wollt zu Dir. Aber wer hat's denn Dir g'sagt, daß der Toni nit is?" fragt erstaunt Franz.

„Niemand, aber i kenn den richtigen Wilddieb! Franz!" sagt Lisi und schaut den jungen Mann mit festen Blicken an.

„Jesus! Du? Ja wiar denn?" Die Worte kommen zagend von des Burschen Lippen.

„Hab's ja i dem Vater g'sagt, daß der g'wilderte Hirsch in der Scheuer ob'n z'find'n is; hab ja selber den Wilddieb g'seh'n!" sagt Lisi mit vorwurfsvoller, ernster Miene.

„Du? Lisi? Du?" ruft Franz und macht einige Schritte vor. Da ruft Lisi: „Ja, ja! Der Wilderer bist Du!"

Der Bursche prallte zurück.

„Ja Franz! Du bist's! Weil Du gestern mi so zurni' ang'fahr'n hast, als wannst nia g'wildert hätt'st —"

„Gestern hab ichs a no ohne z'lüg'n sagen können, dös schwör' i bei all'n Heiligen! ruft Franz beteuernd. „I hab Di gestern nit ang'log'n!"

Da sagte Lisi unmutig: „So? Dös sollt' i glaub'n? Do, alles aus! Jetzt bist a Wilderer und — Franz — Du weißt jetzt, daß i Di gern hab; aber an Wilderer, Franz, an Wilderer darf i nit gern hab'n!" — Stoßweise bringt Lisi diese Worte nur heraus, denn ihr Herz leidet furchtbar dabei.

„Lisi, Lisi! Red' nit so! Wenn Du alles waßt —" schreit Franz bittend.

„Franz i waß alles!" sagt Lisi und beginnt zu erzählen.

Als sie endlich schweigt, sagt Franz: „Hör' mi jetzt' a an, und bei meiner Liab zu Dir schwör' i, daß i die reine Wahrheit sag! Vielleicht erschein' i Dir do nit als a so an Wilderer, wiar'st glaubst!" Franz erzählt nun seine Besprechung mit Toni; wie ihn dieser um Rat gefragt habe, um wildern z'geh'n, damit er so das Geld für'n Zins bekäme. Er erzählt ihr, wie er vergeblich den Toni abbzuringen suchte, wie Toni erklärte, er gehe allein. Da habe Franz eingewilligt, denn den Toni, den ja nur die schrecklichste Not zu diesem verzweifelten Entschluß getrieben habe, hatte er nicht allein gehen lassen können, der wäre in seiner Verzweiflung schier gerade ins Unglück g'rannt. Er erzählt ihr weiter, wie er in Fröschdorf die Gewehre bei einem Freunde entliehen habe und dann etwas verspätet zum Stelldichein in die Muttergottesscheune gekommen sei. „Wiar i in d' Scheuer tritt, is alles mäuselstill. A, denk i mir, den Toni, den armen Teuf'l hat d' Angst do abg'halten! Er is z'Haus blieb'n! Mir ist's a recht! Wiar i aber d' Blendlaterne aufschlag, liegt der Toni auf'n Stroh, wiar tot! Mein Gott, denk i mir, wird eahm do nit was zuag'stoß'n sein? I leucht eahm ins G'sicht; da bewegt er sich; er schlaft; da fängt er im Schlaf z'red'n an; ich horch, denn er red't was vom „liab'n" und mir is no allweil dö G'schicht von gestern in' Kopf g'leg'n, sei nit bös, Lisi; also beug' i mi nieder und horch. Da versteh i ganz deulti: „i liab Di, mein Neßl". Lisi, i spring auf und glaub', i muaß voll Freud in d'Luft springa! Ha, Toni, denk i mir, hab' Dir unrecht than! Na und da is mir halt so an verruckte Idee kumma! Wilderst eahm an Hirsch'n! Bei der Untief soll aner wechseln, hab i heut im Wirtshaus dö Holzföller erzähl'n g'hört. Wanns Wildern a Sünd is, der liebe Herrgott wird mir's schon verzeig'n! Na, und i hab halt richti den Hirsch'n g'schoss'n! Siehst Lisi! Hättst mi angruaf'n! Dann hätt'st's selber seh'n könna! I hab den Hirsch'n dem Toni, der no ruhig g'schlaf'n hat, hing'legt, und wiar i wieder furt bin, war mir so selig zu Mut! Und g'lacht hab i, weil i mir dös dumme G'sicht vom Toni denkt hab, das er mach'n wird, wann er aufwacht und an Hirsch'n vor sich lieg'n sieht. So war's, bei meiner Seligkeit!"

„I glaub' Dir's schon, Franz! Bist mein guater, mein liaber Franz. So an Wilderer darf i schon gern hab'n! O ja, mir sagt's mein Herz!" ruft Lisi errötend aus und hält Franz die offenen Arme entgegen.

(Schluß folgt.)

Manöverbilder.

Militär-Humoreske von Viktor Laverrenz.

(Schluß.)

Man wollte den Herrn Wachtmeister nach Hause geleiten, doch nahm Kaper aus einem aufgeklärten Grunde die Begleitung nicht an, und man trennte sich vor dem zweiten Wirtshause, wo Sergeant Windich und Spender ihre Wohnung hatten. Der Einjährige öffnete die Hausthür und trat in den Flur; vorsichtig wollte er weiterschreiten, da versperrte ihm ein kofferartiger Gegenstand den Weg, und da er selbst nicht mehr viel Aufrechterhaltungsfähigkeit besaß, so fiel er polternd zu Boden. Windich aber bewahrte seine Geistesgegenwart. Mit kaltblütiger Ruhe zog er eine Streichholzschachtel hervor, welche er in der goldenen Pflaume zufällig an sich genommen hatte, entzündete ein Hölzchen und half dann erst dem Gefallenen, der inzwischen keinerlei Anstrengungen gemacht hatte, sich zu erheben, wieder auf die Beine. Nun kroch man die Treppe hinauf; Spender ergriff die Klinke, welche zu seiner Stube führte und wollte öffnen; sie war verschlossen. Windich entzündete mit der vorherigen Kaltblütigkeit ein zweites der ausgespannten Hölzer. Man suchte nach dem Schlüssel. Dieser fand sich jedoch nicht, obgleich der Sergeant schon wenigstens sechs bis acht der für ihre Billigkeit sehr preiswerten Zündhölzer verbrannt hatte.

Jetzt ging aber mit dem achten Streichholz auch die Geduld des Einjährigen aus. Er wurde laut, Windich unterstützte ihn dabei, und bald hatten die beiden ihren Zweck erreicht; der Wirt wurde munter. Aus einer Bodenkammer tönte eine rauhe, grobe Stimme hernieder: „Was zum Teufel ist denn da unten für ein Skandal in so später Nacht?"

„Ich will in meine Stube!" rief Spender kaum weniger sanft.

„Ja, der Einjährige will in seine Stube," bestätigte Windich, welcher glaubte, diesen an sich richtigen und gewiß leicht erklärlichen Ausspruch noch bekräftigen zu müssen.

„Sagen Sie man Ihrem Einjährigen, er kann sich eine Stube suchen, wo er sein Geld verzehrt. Wenn er in dem andern Gasthause essen kann, kann er auch da schlafen."

Spender war wie aus den Wolken gefallen. Zuerst sagte er gar nichts, dann wurde er wütend und rief nach seinem Koffer.

„Ja, wo ist der Koffer von dem Einjährigen?" wiederholte Windich, der wahrscheinlich glaubte, daß dem Wirt alles zweimal gesagt werden müsse."

„Der Koffer steht unten auf dem Hausflur," rief der Wirt aus seiner Bodenluke herab. „Und wenn Sie jetzt nicht machen, daß Sie rauskommen, dann hol' ich meinen Knecht und wir schmeißen Ihnen raus!"

Spender hatte unterdessen seinen unverwüstlichen Humor, der ihn bei solchen Affairen zu unterstützen pflegte, wiedergefunden. Er hielt dem Wirt eine glänzende Rede über die Unvollkommenheit dieser Welt im allgemeinen und seines Gasthofes ganz im besonderen und schloß mit den zwar nicht neuen, aber ewig denkwürdigen Worten: „Uebrigens können Sie sich mit Ihrem ganzen lumpigen Wirtshaus begraben lassen."

Sergeant Windich fand diesen Ausspruch so klassisch, daß er

ihn sofort bestätigend wiederholte: „Ja, der Einjährige hat recht, lassen Sie sich mit Ihrem lumpigen Wirtshaus begraben!“

Dann wandten sich die beiden nächtlichen Ruhestörer zum Rückzug und krochen die Treppe wieder hinab, jedoch nicht, ohne vorher ihre schweren Säbel ausgehakt zu lassen, so daß dieselben bei jeder Stufe laut polternd klirrten und einen Heidenspektakel verursachten. Als man auf dem Hausflur angelangt war, fiel Windich im Dunkeln über einen Gegenstand und sagte, nachdem er sich mühsam wieder aufgerichtet hatte: „Wissen Sie, Einjähriger, hier steht ein Koffer. Ist es Ihrer?“ — Dabei zog er das letzte der ausgespannten Streichhölzer hervor und bei dem matten Scheine desselben erkannte Spender auch sein Eigentum.

Als nun beide vor die Thür des Wirtshauses traten, schallte ein heiserer Ruf nach Hilfe durch die sternenhelle Nacht.

„War das nicht ein Notschrei?“ fragte Spender.

„Ja, mir scheint es auch so und ich glaube, es kam von dort unten her.“

„Hilfe! Alle Wetter, Hilfe!“ klang es noch einmal dringender den Lauschern entgegen und jetzt platzte Sergeant Windich heraus; er konnte das Lachen nicht mehr unterdrücken.

„Was ist denn los, warum lachen Sie denn? Kommen Sie doch, wir wollen helfen,“ sagte der Einjährige dringend.

Aber Windich erfaßte ihn an der Schulter, lachte bei einem wiederholten heiseren Schrei des Hilfsbedürftigen noch unbändiger und stieß endlich mit Mühe die Worte hervor: „Kennen Sie denn die Stimme nicht? Da ist ja unser Alter!“ — Nachdem er sich etwas erholt hatte, setzte er im Vorwärtsschreiten hinzu: „Aber wir wollen 'mal sehen, was da eigentlich los ist.“

Beide eilten nun dem Orte zu, von welchem jetzt, wenn auch keine Hilferufe mehr, so doch ein fürchterliches Schimpfen und Fluchen ertönte. Nach einigen Schritten erreichten sie den oben erwähnten, wenig reinen Bach und sahen in demselben — kaum trauten sie ihren Augen — außer den großen Steinen den Wachtmeister der Länge nach, (und er war nicht klein), ausgestreckt liegen.



Luisella. *Nach dem Gemälde von Ludwig Knaus.* (Mit Text.)
(Photographie-Verlag der Photographischen Gesellschaft, Aktien-Gesellschaft in München.

Er wetterte gar gewaltig darauf los, und als er die beiden Zuschauer auf festem Ufer erblickte, wurde er schier noch wilder und benutzte das bischen Kraft, welches ihm die Liebfrauenmilch noch übrig gelassen, zum Schimpfen, anstatt sich aufzurichten.

„Na, zum Henker, so helfen Sie mir doch, Schockschwerenot! Ist das eine infame Geschichte ist das. Na wird's bald, das ist ja eine gefährliche Zucht ist das, so eine niederträchtige verd —“

Er vollendete nicht, denn er fiel mit dem Kopf in das schmutzige Wasser, eine Situation, welche ihm jegliche Rede durchausabschnitt.

Inzwischen waren Spender und Windich herbeigesprungen, um ihrem Vorgesetzten wieder auf die Beine zu helfen.

Endlich war das große Werk auch vollendet; Kaper befand sich auf festem Boden. Aber ein fester Boden allein genügt noch nicht, wenn jemand stehen soll, es gehören dazu noch feste Beine, und es stellte sich nun zur Evidenz heraus, daß Kaper solche nicht mehr zur Verfügung hatte und daß er weder selbständig stehen noch gehen konnte. Er wurde deshalb gar nicht weiter gefragt, ob ihm Begleitung angenehm wäre, sondern Windich und Spender brachten ihn einfach nach Hause und überließen ihn dort seinem Schicksal. Dann kehrten die beiden nach dem Wirtshause zurück und es blieb dem Einjährigen nichts anderes übrig, als seinen Koffer aufzuraffen und nach der goldenen Pflaume zu gehen, um dort vielleicht ein Quartier zu finden. Aber es ist keine Kleinigkeit, wenn man viel Wein getrunken und einen Wachtmeister nach Hause gebracht hat, mit einem Koffer eine ungepflasterte Dorfstraße entlang zu keuchen, und es dauerte geraume Zeit, bis unser Freund den schützenden Hafen erreicht hatte.

Das Lokal war mittlerweile geschlossen und die Lichter gelöscht. Erst nach langem Klopfen und Rufen öffnete der Wirt, um dem armen Spender im Tone lebhaften Bedauerns mitzuteilen, daß leider augenblicklich kein Platz vorhanden sei und er schon wo anders unterkommen suchen müßte. Das war zu viel. Ohne weiteres trat der Geächtete mit seinem Koffer in den Haus-



Der Fätschbach (Kanton Glarus). *Nach dem Gemälde von J. G. Steffan.* (Mit Text.)

flur und sagte: „Nein, hier bleibe ich, und nun verschaffen Sie mir einen Platz zum Schlafen."

Nach langem Hin- und Herreden erklärte sich endlich die Wirtin, welche hinzugekommen war, bereit, dem Einjährigen ihr eigenes Zimmer zu überlassen, und nun wurde in der Späte der Nacht noch ein Bett frisch überzogen und eine Stube aufgeräumt. Spender dankte seinem Schöpfer, als er sich endlich nach so viel Wirrnissen mit schwerem Kopfe niederlegen konnte. Bald verkündete ein lautes Schnarchen, daß der Schlaf den Müden unter seine schützenden Fittiche genommen.

* * *

Der folgende Tag war ein Ruhetag. Darunter darf man aber ja nicht etwa verstehen, daß an einem solchen Tage der Soldat Ruhe hat. Nein, es bezieht sich dies lediglich auf die Pferde und auf die Vorgesetzten, sowie zum Teil auch auf die Einjährigen; denn die eigentlichen Soldaten müssen vom frühen Morgen bis zum späten Abend putzen und zum Appell antreten, und es ist zu begreifen, daß sie deshalb einen Uebungstag einem Ruhetag durchaus vorziehen.

So stand auch schon um sieben Uhr morgens die Schwadron „komplett" auf dem kleinen Marktplatze des Dorfes.

Aber vergeblich würden wir die schwarz-weißen Schnüre auf den Schultern einiger von diesen stattlichen Ulanen suchen; der Wachtmeister hielt den Appell in Abwesenheit des Rittmeisters ab und hatte schon am Abend vorher beim Souper die Einjährigen vom Antreten entbunden.

Auch Kaper war nur äußerlich auf dem Posten; zur Charakterisierung seines Zustandes diene, daß er heute nicht einmal den Rostfleck sah, welchen der vierte Mann des ersten Gliedes an der Säbelscheide hatte; ja einer hatte sogar seine Sporen nicht poliert und einen Strohhalm darin, aber Kaper sah es nicht.

Daher kam es, daß dieser Appell ohne alle Strafe verlief, ein Fall, der in den Annalen des Militärlebens eine unerhörte Seltenheit ist.

„Ich kann es nicht begreifen," sagte ein Unteroffizier zu einem andern, als sie vom Appell abtraten, „der Scheure hatte eenen janz verrosteten Säbel und der Strupke een janzet Bund Stroh mang seine dreckijen Sporn, und der Olle hat es nich jemerkt; überhaupt is heute keen eenziger von die Kerls nich ufjeschrieben."

„Mir kam es so vor, als hätte der Alte ordentlich einen genippt," sagte der andere beistimmend, und beide schüttelten den Kopf.

Um halb elf Uhr war Pferde-Appell, den von Rauh selbst abhalten wollte. Natürlich mußten bei demselben auch die Einjährigen zugegen sein. — Um ein Uhr mittags wurde mit Gepäck angetreten, und dann sollte um fünf Uhr noch einmal Appell sein, wegen des Aufbruchs am folgenden Morgen.

So wurde der „Ruhetag" verbracht. Nur am Abend gab es etwas Abwechselung. Von Rauh hatte in einer Anwandlung von krankhafter Großmut erlaubt, daß sich die Schwadron auf dem Tanzboden vergnüge, jedoch nur, wenn es still und ordentlich hergingc. Damit wurde es nun allerdings nicht so genau genommen und man war allerdings lustig und guter Dinge. Die Stimmung wurde dadurch noch um ein Bedeutendes erhöht, daß die Einjährigen ihr sog. „Reserveachtel schmissen", wobei ich wohl kaum hervorzuheben brauche, daß es bei einem Achtel nicht geblieben ist.

Als die Lustbarkeit um zehn Uhr ihr Ende erreichte, kamen noch zwei Skatgesellschaften zusammen und zwar bestanden dieselben aus den drei Einjährigen, dem Wachtmeister Kaper und den beiden Sergeanten Wetter und Windich.

Schnuphase behauptete am anderen Morgen, es sei drei und ein halb Uhr gewesen, als man am letzten Abend auseinandergegangen sei, und er habe sich in der kalten Nacht wieder einen fürchterlichen Schnupfen geholt, um so mehr, als ein starker Nebel über Klein-Mistrau gelegen habe. Sergeant Wetter behauptete später auf Grund des Berichtes, daß Schnuphase an jenem Abend stark benebelt gewesen sei.

* * *

Es war um fünf Uhr morgens nach dem Ruhetage. Trompeter Wimmer ließ soeben das Signal zum Satteln erschallen, nachdem er schon vor einer Stunde Reveille geblasen hatte; aber noch immer lag Spender in den Federn und in Morpheus Armen. Spurlos waren die lustigen Töne der Trompete an seinen Ohren vorübergegangen und der Wirt, dem er es auf die Seele gebunden hatte, ihn rechtzeitig zu wecken, schlief selbst noch den Schlaf des Gerechten.

Blank, der Bursche, hatte bereits beide Pferde gesattelt, aber noch immer erschien sein Einjähriger nicht, so daß er sich zuletzt entschloß, den Fehlenden aufzusuchen. Spender bekam einen heiligen Schreck, als er aus wirren Träumen auffahrend seinen in komplettem Anzuge vor dem Bette stehenden Burschen erblickte. Mit nie geahnter Schnelligkeit war er „in Kommiß" und stopfte seine Sachen rücksichtslos in den berüchtigten Koffer, welchen der Marketender soeben abholen wollte.

„Ist der Valentin schon gesattelt?" fragte der Einjährige seinen Burschen, während sie die Treppe hinabstiegen.

„Gesattelt ist er," versetzte Blank, „aber die Kandare konnte ich nicht finden."

„Was, die Kandare ist nicht da?" rief Spender mit Entsetzen und stürmte so heftig vorwärts, daß ihm der andere kaum zu folgen vermochte.

Die beiden erreichten den Stall gerade, als das Signal zum Ausrücken erschallte. Es wurde in der Eile noch mit aufregender Hast nach der Kandare gesucht, aber Sergeant Wetter trieb schimpfend zum Aufbruch, und es blieb Spender nichts weiter übrig, als sich, geknickt wie er war, in den Sattel zu schwingen und ohne Kandare zum Appell zu reiten.

Als man sich auf dem Dorfplatze versammelte, hielt Kaper bereits daselbst auf seinem Schwarzen, aber er sah keinen der Ankommenden, sondern hatte das müde Haupt schwer vornübergeneigt. Böse Zungen flüsterten sich zu, er habe einen „mörderlichen Kater". Er schrak deshalb heftig auf, als die Unteroffiziere, einer nach dem anderen, an ihn heransprengten und ihm die Meldung machten, daß ihre resp. Beritts zur Stelle seien. Dann rangierte er langsam die Schwadron und ritt die Front ab. Aber er hatte nur das eine Auge etwa dreiviertel geöffnet und sah heute weder schiefsitzende Bandeliere, noch schmutzige Ulankas, oder sonst etwas, ja er übersah sogar das Fehlen der Kandare beim Einjährigen Spender. Letzterer schwankte noch, ob er dem Wachtmeister den Vorfall melden sollte, als sich schon der Rittmeister mit den Offizieren näherte.

„Haben Sie die Schwadron nachgesehen, Wachtmeister?" fragte Rauh schon von weitem, denn es war bereits sieben Uhr, der Zeitpunkt des Aufbruchs vorbei.

„Bfehl'n, Hr. Rittmeister," war die prompte Antwort der Schwadronsmutter.

„Eskadron — rechts um! — Marsch! Zu dreien — Marsch!" kommandierte von Rauh und setzte sich an die Tete.

Unter lustiger Musik verließ die Schwadron das Dorf, als ein Knecht mit einer Kandare am Arm ihr nachstürzte; er suchte nach dem Einjährigen, denn dieser hatte ihm vorhin eine gute Belohnung versprochen, wenn er das vermißte Wertstück fände.

Sergeant Wetter bemerkte den Mann, ritt ohne weiteres auf ihn zu und nahm ihm die Kandare ab, indem er sagte: „Geben Sie nur her, ich weiß schon."

Der Knecht machte ein sehr dummes Gesicht und wollte den für ihn so wertvollen Gegenstand noch nicht loslassen, als der Rittmeister mit lauter Stimme: „Eskadron Trrabbb!" kommandierte.

Wetter gab seinem Wallach die Sporen und trabte mit der Beute an die Seite des Einjährigen, welcher solchergestalt wieder „aus dem Schwindel" war.

„Sie haben auch mehr Glück wie Ver — — dinand!" sagte der Sergeant, indem er seinem Nebenmanne die Kandare übergab, während der an der linken Seite reitende Schnuphase niesend bejahte.

* * *

Nach drei Tagen anstrengenden Marsches rückte die Schwadron wieder in die Garnison ein; es war am Abend des 20. September.

Die einjährige Dienstzeit für unsere drei Freunde lief am 1. Oktober ab. Wehmütig trennten sie sich, um nach ihren weit auseinander gelegenen Heimstätten zurückzukehren.

Aber wenn sie so im Dämmerstündchen zu Hause saßen, dann überkam sie manchmal eine unendliche Rührung und mit einem Seufzer dachten sie an die lustige gemeinsam verlebte Soldatenzeit. Es war doch die schönste Zeit ihres Lebens!

Walliser Scenerien.

Skizze von D. Colonius. (Nachdruck verb.)

Im Herzen Europas gelegen, aber von ihm durch mächtige Ringmauern geschieden, wie Spanien vom übrigen Kontinente durch den Riesenwall der Pyrenäen, gleicht Wallis einer Insel mit unnahbar steilen Küsten, die sich inmitten der civilisierten Welt erhebt. Diesen Eindruck erhält man so recht lebhaft, wenn man aus dem von Feuchtigkeit strotzenden, in Moos, Laub und Tannenwald gehüllten Kanderthale den Paß hinaufsteigend, bei dem öden, grau-grünlichen Daubensee vorbeiziehend zur Paßhöhe der Gemmi, der sog. Daube, gelangt. Hier wird man plötzlich in eine andere Welt versetzt; denn mit einem Schlage zeigt sich dem erstaunten Auge ein anderer Himmel, andere Farben und eine südliche Gebirgslandschaft erhabensten und originellsten Stiles. — Das scharfe Licht läßt hier am Mittag selbst die entfernteren Objekte nahe erscheinen und erzeugt kräftigere Schatten; fast unerträglich ist der Sonnenbrand an steiler Felswand, scharf und trocken umweht uns die Luft, und in herrlichen, rosigen und rubinfarbigen Tönen strahlt abends die ganze Landschaft. Ebenso auffallend ist der Kontrast, wenn man vom Genfer See herkommend und die düstere Schlucht von St. Maurice, das wallisische Thermopylä, passierend, das Rhonebecken betritt. Die Schlucht selbst, infolge ihrer Oeffnung nach Nordwesten den Feuchtigkeit spendenden Westwinden ausgesetzt, ist ein düsteres Alpenthal, dessen Felsmassen meist bis zur Thalsohle hinab mit Wald bedeckt sind; folgt man aber der scharfen Biegung des Thales in nordöstlicher Richtung, so schaut man in ein glanzhelles, weites Land von südlicher Färbung.

Ein Längenthal von 120 Kilometer, eingerissen in die gewaltigste Erhebung der Alpen, wird das Wallis von zwei Gebirgen eingeschlossen, deren

Riesenhäupter an Höhe dem Könige der Berge wenig nachstehen, im Norden von den Berneralpen, deren Kammhöhe bei 3000 Meter beträgt, und im Süden durch die penninischen Alpen, deren Kämme diejenigen der Nordwand noch um zweihundert Meter überragen; abgeschlossen gegen Westen zu wird dieses einzigartige Becken durch die gewaltigen Gebirgsstöcke der Dent-du-Midi und Dent-de-Morcles. Dieser völligen Abgeschlossenheit gegenüber den Winden verdankt nun das Wallis in erster Linie seinen von demjenigen der übrigen Schweiz so verschiedenen Charakter der Trockenheit und der Isolation. Sobald die Sonne im Frühling höher steht, fängt das felsige Thalbecken an, sich zu erwärmen, die dadurch erhitzte Luft steigt auf, die Produkte der Verdunstung mit sich nehmend; in der Höhe wendet sie sich gegen die Gräte, deren weite Schneeregionen die Feuchtigkeit auffangen und sie niederschlagen. Nachdem sie sich so an den Abhängen gekühlt hat und schwerer geworden ist, sinkt die Luft, vornehmlich des Abends und stärker noch während der Nacht, wieder ins Thal hernieder, um von neuem den Kreislauf zu beginnen. Und wenn auch der Wind regenschwangere Wolken am Horizont auftauchen läßt, regelmäßig zerstieben sie, in Federwolken sich auflösend, über dem gewaltigen Kessel des Rhonethales. Die große Trockenheit, welche infolge dieses Prozesses den ganzen Sommer über, namentlich im mittleren Teile des Beckens herrscht, bedingt natürlich auch den Vegetationscharakter.

Die Ebene selbst bietet einen unerfreulichen Anblick, denn der wilde Strom pflegt, gespeist vom Schmelzwasser eines Gletscherareals von 872,85 Quadratkilometer (das Gebiet der Drause und der weiter unten einmündenden Gewässer nicht mitgerechnet) den Hochsommer und Herbst über oft die Hälfte der ganzen Thalfläche zu überfluten und die Spuren seiner Wut in ungeheuren, regellos ausgebreiteten Kies- und Sandfeldern zurückzulassen. Wohl hat der Geist des Menschen der wilden Naturkraft durch Errichtung gewaltiger Dämme Zügel anzulegen vermocht, um die Wiederkehr ähnlicher Zerstörung zu verhüten, aber immer noch zeugen die Buschwälder, welche diesem Geschiebe entwachsen, von der Zerstörungskraft entfesselter Elemente. In ungewohnter Dichtigkeit und Höhe dehnt sich hier stundenweit ein Buschwald aus, dessen weißblätterigen Weiden mit ihrer im Winde wogenden, weiß schimmernden Blättermasse einen passenden Vordergrund abgeben zu dem mächtigen Hochgebirge, das von heißer, glühender Sonne grell beschienen, dem weißlichen Weidengebüsche gegenüber schwarz und unheimlich erscheint. Neben diesen unfruchtbaren Geschiebebänken finden sich aber auch um so fruchtbarere Gefilde, wo der Mais mächtige Kolben zur Reife bringt, und auch der Tabakbau reichste Erträgnisse liefert. Bäume fehlen den Abhängen der heißen Vorberge gänzlich, soweit diese nicht der Kultur zugänglich gemacht sind, ja sogar das Gebüsch findet sich fast gar nicht vor; wir sind hier in der richtigen Felsheide. An einzelnen Stellen haben sich Mandel, Feige und Granate vollkommen eingebürgert und führen an den wildesten Felsenstandorten den Kampf ums Dasein siegreich durch; alle drei reifen ihre Frucht wohl aus, so daß es in Walliser Gasthöfen nichts seltenes ist, einheimische Mandeln als Nachtisch vorgesetzt zu erhalten. Sobald jedoch der kurze, aber glückliche Frühlingstag der Heidegräser entschwunden ist, zeigt sich der Boden grau oder braun von abgedorrten Rasen.

Die heiße Region liegt innerhalb eines Bogens, der bei Martigny auf der Thalsohle beginnend, an den Abhängen immer höher steigt, bis er in der Gegend von Sitten bei 1100 Meter Höhe seine höchste Erhebung erreicht, um von da an sich wieder zu senken, bis er bei Visp wieder auf der Thalsohle angelangt ist. Dieser Bogen nun ist auch der Sitz des hauptsächlichsten Erwerbszweiges der Walliser, des Weinbaues. In Hunderten von Terrassen hat hier der Fleiß des Menschen dem Boden edle Erträgnisse abzuringen vermocht. Ganz überrascht wird man beim Anblick der so ganz anderen Art der Rebenkultur, man fühlt sich förmlich nach Südspanien versetzt; denn oft ganz frei dahinflatternd, bisweilen auch durch kurze, nur meterhohe Stäbe gestützt, kriecht hier der Weinstock längs dem Boden hin, eine Art der Kultur, zu der den Menschen die alles austrocknenden Winde genötigt haben. Ebenso erstaunt man aber, wenn man sieht, wie diese Weinberge von Wasserrinnen berieselt werden. Hoch oben im Gebirge, wo aus den Gletschern die Bäche entspringen, sammelt der Walliser das Wasser in Rinnen und leitet es in hölzernen Röhren ins Thal hinunter. An steilen Felswänden sieht man oft sechsfach und noch mehr übereinander sich hinziehende, zarte Linien, die durch einen feinen grünen Anflug von den grauen Felswänden und Geröllhalden sich abheben; es sind dies eben solche Wasserleitungen. Um diese anzubringen, läßt man von oben am Seile einen Mann hinunter, der Löcher in die Felsen einzuschlagen, Querhölzer einzustecken und auf diesen die Rinne zu befestigen hat. Von Strecke zu Strecke bringt man in diesen Leitungen kleine Hammerwerke aus Holz an, deren weithin hörbares Pochen anzeigt, daß alles in Ordnung ist: verstummt der Lärm, so weiß der Bauer, daß die Leitung unterbrochen ist, und macht sich auf, nachzusehen, wo es fehle. Dann schreitet er kalten Mutes auf diesem schwindligen Stege der Felswand entlang, unter sich die grausige Tiefe, neben sich die steile Wand, bis er die schadhafte Stelle entdeckt. Ja sogar der Hirte benützt in findiger Weise die Kraft des also zu Thal fließenden Gewässers; er richtet in den Rinnen sein Schaufelrad ein und zwingt die Natur, ihm sein Butterfaß in Bewegung zu erhalten.

So bilden diese Wasserleitungen ein Werk kühnster Arbeit und ausdauerndsten Fleißes, ein Werk, das in seiner Großartigkeit und gefahrtrotzenden Kühnheit alle Wasserbauten dieser Art weit überragt. Diese Leitungen dienen in den höheren Regionen zur Bewässerung und zugleich zur Düngung der Alpenmatten; jeder bekommt sie auf gewisse Tage und Stunden zur Benützung zugewiesen. Weiter unten aber, in der Region der Weinberge, verteilen sie sich in kleine Rinnen, um den Schutt der Halden und Terrassen, denen die Reben entwachsen, zu befeuchten. — Die Walliser Weine gehören hauptsächlich den weißen Sorten an: man unterscheidet deren über hundert. Die bekanntesten sind der Fendant und der Muskat, die in tieferen Lagen mit dem Xeres, ja sogar mit dem Madeira wetteifern; am meisten südlichen Charakter zeigt der im untern Wallis gezogene Malvasier. Mit Recht erfreut sich auch einer großen Berühmtheit der sog. Glacierwein, der den um Siders herum liegenden Weinbergen entstammt. Die Besitzer dieser Rebgelände sind meist Leute aus dem hochgelegenen Einfischthal (Val d'Anniviers.)

Kaum ist Ende Februar oder anfangs März der Schnee von der Thalsohle verschwunden, so steigt der Annivlarde mit Kind und Kegel ins Rhonethal hinunter, worauf das Maultier, das außer den nötigen Küchen- und Ackergerätschaften auch noch die kleinsten Kinder und gebrechlichen Alten und öfters den Bauern selbst zu tragen hat; dann folgen die Kühe, geleitet von der Hausfrau, und den Schluß bilden die größeren Kinder mit dem Kleinvieh. Unten im Thale bezieht man die (den Winter über leerstehenden) Hütten und arbeitet nun in den Weinbergen, während das Vieh, das auf den Wiesen des Rhonethales im letzten Sommer geerntete Heu im Stalle verzehrt.

Nach Ostern kehrt die ganze Karawane wieder ins Einfischthal zurück, wo inzwischen ebenfalls der Schnee geschmolzen ist, und die Felder der Bestellung harren. Diese Arbeit, so hart sie ist, liegt fast nur den Frauen ob (wegen der Steilheit der Felder läßt sich der Pflug nur selten anwenden); in Körben schafft man auf dem Rücken der Maultiere den Dünger auf die Felder hinaus, und mit Hacke und Spaten wird der Boden zur Bepflanzung mit Kartoffeln und Bohnen, Hanf und Gerste zurecht gemacht. Die Männer haben inzwischen die Vieh- und Alpenwirtschaft besorgt. Sind die Aecker besetzt, so zieht man in die Maienweiden und allmälich in die noch höher gelegenen Alpweiden hinauf. Zwischenhinein steigt der Bauer wieder ins Rhonethal hinunter — aber ohne Vieh — um die Heuernte zu besorgen; dann werden die Wiesen des Einfischthales abgemäht, und das Heu wird, um den schwierigen Transport zu vermeiden, (denn Wagen oder Karren giebt es im ganzen Einfischthale nicht), in den hie und da zerstreut liegenden Gaden im oberen Stockwerke aufgespeichert. Dann geht's wieder ins Rhonethal hinunter zur zweiten Heuernte; dieser folgt die Getreideernte im Anniviers; dann die zweite Heuernte, und den Beschluß macht das Einheimsen der Kartoffeln, und was etwa sonst noch an Sommerfrüchten vorhanden ist. Bald kommt das Vieh von der Alp hinab, und da währenddessen im Rhonethale unten die Trauben reif geworden sind, zieht nun noch einmal Mensch und Vieh nach Siders hinab, dieses, um das letzte Gras der Rhonewiesen vollends abzuweiden, jene, um der Weinlese obzuliegen. Spätestens am 25. November aber (am St. Katharinentage), steigt alles wieder in die Dörfer des Einfischthales hinauf zum Bezug der Winterquartiere.

So ist der Annivlarde — ein vollständiger Nomade — fast das ganze Jahr hindurch auf der Wanderung zwischen den weit auseinander gelegenen Teilen seines mannigfachen Besitztumes. Zwar geht durch dieses beständige Hin- und Herziehen viel Zeit verloren; er benutzt daher zu seinen Wanderungen gerne die Nacht. Da macht es denn auf den Beobachter einen merkwürdigen, stark an südliche Gegenden erinnernden Eindruck, wenn man des Abends diese Leute sieht, wie sie ihre mit je zwei Weinfäßchen (das eine zur Rechten, das andere zur Linken) beladenen Maultiere in langem Zuge dahintreiben, um während der Nacht die gewaltige Felswand zu ersteigen, die den Abschluß ihres Thales gegen das Rhonebecken zu bildet. Oben angelangt wird der Wein in den nahe den Gletschern gelegenen Kellern gelagert und nimmt, wohl unter dem Einflusse der kälteren Temperatur, bald das warme, süße oder bitterliche Aroma an, das eben den „Gletscherwein" kennzeichnet.

Unsere Bilder.

Spatzenfang. Eine niedliche Scene aus dem Kinderleben zeigt uns das Bildchen des leider schon verstorbenen Düsseldorfer Meisters Fritz Sonderland. Der Jagdeifer des kleinen Vogelstellers wird bei jedem heitere Erinnerungen wachrufen, der in seiner Jugend selbst einmal den Bewohnern der Lüfte „mit Menschenlist und Menschenwitz" beizukommen versucht hat. Wir fürchten nur, daß es dem kleinen Fallensteller gehen wird, wie all seinen jugendlichen Sportgenossen: er wird die Erfahrung machen müssen, daß die Spatzen noch ein gut Teil pfiffiger sind als er selbst. Denn wenn sie sich jetzt, wo allenthalben noch für hungrige Schnäbel der Tisch gedeckt ist, verlocken ließen, der paar Brotkrümlein wegen ihre goldene Freiheit aufs Spiel zu setzen, so müßten sie eben keine Spatzen sein!

Der Fätschbach im Kanton Glarus.

Ich liege träumend hier und lausche
Dem Rauschen seines kühnen Falls,
Und wie ich mit ihm Küsse tausche,
Schlingt er mir Perlen um den Hals.

Er stürmet über Felsenhänge
Im Jubelton dem Thale zu:
Ich kenne seine stolzen Sänge,
Denn längst sind wir schon du und du.

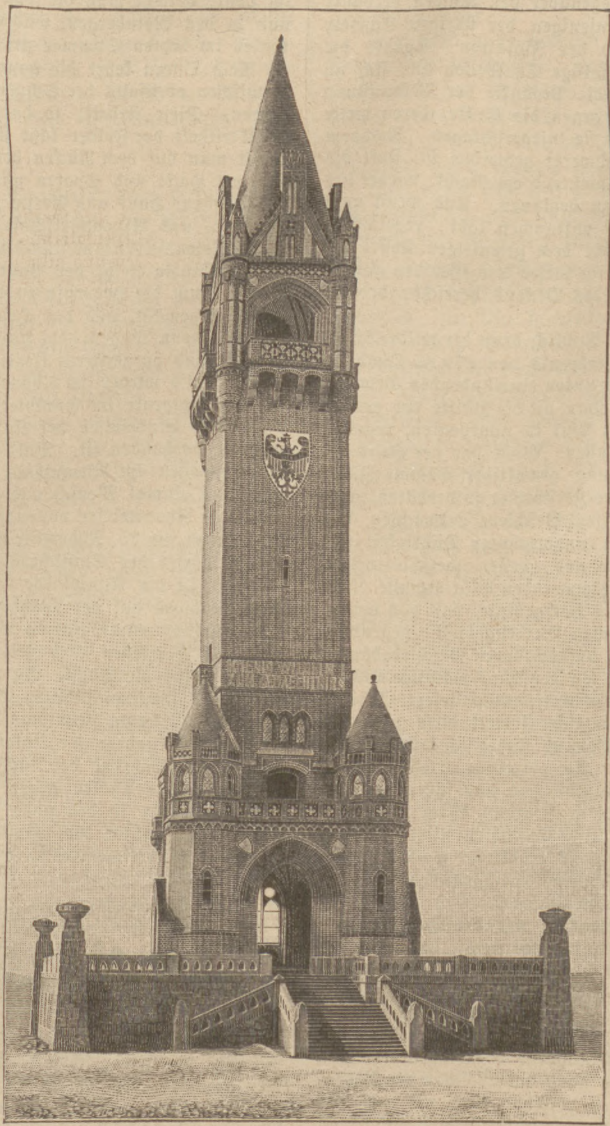
Wir plaudern ja in jedem Lenze
Von neuer Lust und altem Leid;
Ich spende ihm die Liederkränze
Und er mir seine Herrlichkeit.

Die Strophen des glarnerischen Dichters Vogel wurden in mir zur Wahrheit, als ich vor bald zwanzig Jahren zum erstenmal im Hause eines lieben Freundes in Linthal, der dem Fätschbache zunächst gelegenen Ortschaft, während acht Tagen Gastlichkeit genoß. Täglich wandten wir unsre Schritte nach dem Eingang des schmalen Seitenthales, wo sich der Bach in rauschendem Fall über eine Felswand stürzt. Stundenweit wanderten wir ihm entgegen, immer aufwärts an den wildromantischen Ufern, auf schmalem, einsamem Pfad aufwärts, bis hinauf zum Urnerboden, der Wasserscheide des glarnerischen Fätschbaches und des von Uhland besungenen „wilden Schächen". Es ist eine großartige Gebirgsnatur, die sich hier dem Wanderer bei jedem Schritt erschließt. Steile Felsen, lachende grüne Matten mit Alpenrosen, überall im Hintergrund die Riesen des Hochgebirgs mit silbernen Kämmen und Spitzen, und in all dieser Herrlichkeit der tosende Bach, der in steinigem Bett unaufhaltsam zur Tiefe strebt! Die neuere Zeit hat es dem Reisenden ermöglicht, in kürzester Zeit an den Fätschbach zu gelangen. Er fährt auf der Eisenbahn über Rapperswyl nach Ziegelbrücke oder Weesen hinein ins schmale Gebirgsthal des Kantons Glarus bis nach Linthal, von wo aus er den Bach nach vierstündiger Wanderung bequem erreicht. Ist er ein guter Fußgänger, so geht er am Fätschbach

hinauf über den Urnerboden und über den Klausenpaß hinunter nach dem Schächenthal, nach Bürglen und hinaus nach Altdorf, wo ihn die Gotthardbahn wieder nach Luzern und Zürich zurückführt. Er genießt auf dieser Tour die wilde Romantik des Hochgebirges in vollen Zügen und wird dem Fätschbach und dessen Umgebung bei jedem Besuch neue Schönheiten abgewinnen. A. K.

Luisella. Ihr Vaterland ist der Süden, das schöne, sonnige Italien, das Land der Künstler und Poeten. An der Tiber oder am Garigliano stand ihre Wiege und frühzeitig wurde ihr Sinn der Religion und der Frömmigkeit zugewendet. Sie ist schüchtern, wie alle Kinder Süditaliens, ihre Stimme klingt leise und befangen. Das blauschwarze Haar hängt ihr in vollen Locken über die Schulter, und die schwarzen Augen schauen fragend und sinnend in die Welt. Die edelgeformte Nase und der kleine kirschrote Mund mit den milchweißen Zähnen, verleihen dem kindlichen Gesichte etwas Dämonisches, Schönes.

Aussichtsturm auf dem Karlsberge bei Berlin. Mehr und mehr werden die malerischen Ufer der Havel und ihrer Seen zwischen Spandau und Potsdam besucht, die Erkenntnis, daß die Umgebung Berlins doch nicht ganz ohne Naturschönheiten sei, bricht sich immer mehr Bahn. Man muß sich nur nicht in seiner Wanderung auf die Anfänge des Grunewalds mit seinen dünnen Kiefern beschränken, die da aussehen wie in Sand gesteckte große Streichhölzer und nicht auf die allsonntäglich von Tausenden begangenen „Wechsel" der mit „Stullen" bepackten Berliner Familien, man muß hinausstreben über die Gegend des Kaffeekochens, des Stullenpapiers und der Drehorgeln, hinaus in die wirkliche Natur. Die Oberspree sowohl wie die Havelufer bieten entzückende Partien. Einer der landschaftlich schönsten Punkte der Umgebung Berlins ist der Karlsberg; er tritt unmittelbar an die Havel heran und bildet von den Hügeln des Grunewalds die zweithöchste Erhebung. Durch ein Thal ist er vom Havelberg, dem höchsten Punkte, getrennt. Von hier aus schweift der Blick über die breiten, schönen Wasserflächen der Havel und ihren Seen bis nach Potsdam und Spandau und über die jenseitigen Ufer in die Ebene der Mark hinein. Diesen hervorragenden Punkt ersah sich der Kreis Teltow, um in Erinnerung an den hundertjährigen Geburtstag Kaiser Wilhelms I. dort einen Aussichtsturm zu errichten, von dem man das schöne, landschaftliche Bild nun noch ganz anders wie vorher genießt. Der Turm wurde nach dem Entwurf des Baurats Franz Schwechten in Berlin errichtet. Von der Landstraße zwischen Schildhorn und Wannsee führt zu seiner Plattform eine mehrarmige, vier Meter hohe Freitreppe. Die Plattform ist aus rötlichem Rochlitzer Porphyrsandstein hergestellt und enthält im Innern eine Anzahl Räumlichkeiten; ihre vier Ecken tragen Flammenbecken. Der Turm selbst ist in märkischem Backstein in Anlehnung an den Stil der gotischen, altmärkischen Bauten ausgeführt. Sein unterer Teil, der durch einen acht Meter über der Plattform gelegenen Umgang abgeschlossen wird, birgt in seinem Inneren eine Gedenkhalle, in welcher ein Standbild Kaiser Wilhelms I. aufgestellt werden soll. Auf einer im Inneren des sich verjüngenden Turmes befindlichen Eisentreppe gelangt man zu der Hauptaussicht, die sich 36 Meter über dem Erdboden erhebt. Ueber derselben wölbt sich der massive Helm. Zwei Wappen, von denen das eine den roten brandenburgischen, das andere den schwarzen, preußischen Adler zeigt, schmücken die Mauern des Turmes; darunter sind die Inschriften angebracht: „Der Kreis Teltow baute mich 1897" und „König Wilhelm I. zum Gedächtnis."



Aussichtsturm auf dem Karlsberge bei Berlin. (Mit Text.)

ALLERLEI.

Beim Dorfbader. Herr: „Was machen Sie denn mit der Feile am Rasiermesser?" — Dorfbader: „Die Schneid' feil' i zurecht."

Unbedacht. Wirt (entrüstet): „Wie, eine Mark ist Ihnen zu teuer für den Hasenbraten? . . . Sie denken wohl, bei uns klettern die Hasen nur so zum Dachfenster herein?"

Nach seinen Begriffen. „Johann, meinem Manne ist heute nicht recht wohl; bringen Sie ihm eine Wärmflasche hinein!" — „Gewiß, gnädige Frau — Cognac oder Rum?"

Zeit genug. A.: „Ich wollte Sie eben zum Mittagessen einladen, aber Sie gehen ja, wie Sie mir eben erzählt haben, zur Familie Winkler!" — — B.: „Um wieviel Uhr essen Sie denn?" — A.; „Um zwei Uhr!" — B.: „Na, dann komme ich zu Ihnen, Winklers essen erst um 3 Uhr."

Spanische Eitelkeit. Daß sich die Eitelkeit und der Stolz eines Spaniers bis über das Grab hinaus erstrecken, beweist folgendes Geschichtchen: Ein Spanier, der zu Rom an den Folgen eines Zweikampfes starb, bat vor seinem Tode einen Freund, der ihm in seinen letzten Augenblicken beistand, inständig, ihn doch ja so, wie er daläge, zu begraben, ohne ihm die Kleider auszuziehen. — Der Freund versprach dies zwar, konnte aber doch der Neugier nicht widerstehen, da er hinter dem Wunsch des Verstorbenen etwas Besonderes vermutete, und untersuchte mithin den Körper vor der Beerdigung; hiebei ergab es sich denn, daß dem Entseelten — das Hemd fehlte.

Ein Saphir-Witz. Georg Moritz Saphir hielt bald nach der Krönung des Königs Ernst von Hannover eine Vorlesung, die den Beifall des Monarchen in solchem Grade erregte, daß er den Dichter zu sich rufen ließ. Nachdem ihm der König das allerhöchste Wohlgefallen über seine Leistung ausgedrückt, forderte er den Humoristen auf, irgend einen guten Witz zu machen, da die Improvisation, wie man höre, seine größte Stärke sei. „Gestatten mir Ew Majestät, ehrfurchtsvoll eine Frage an Sie zu stellen?" war sogleich Saphirs Antwort. — „Ja wohl, fragen Sie." — „Majestät, was ist Ihnen lieber, die Krone oder das Leben?" — „Sonderbare Frage, was nützt mir die Krone ohne das Leben? Natürlich ist mir also das Leben lieber als die Krone." — „Aber, Majestät," erwiderte mit schlauem Lächeln Saphir, „warum haben Sie sich denn jüngst die Krone genommen, und nicht das Leben?" St.

Gemeinnütziges

Wann soll man den Endivien aufbinden? Von Mitte bis Ende September bindet man erst die stärkeren und später die schwächeren Pflanzen, aber immer nur bei trockenem Wetter, da andernfalls die Herzblätter bald zu faulen beginnen.

Zum Ernten der Samenbohnen. Wegen der nassen Witterung bekommen die Schoten Faulflecken und die Fäulnis teilt sich schließlich auch dem in den Schoten befindlichen Samen mit. Das mit den Schoten ausgeraufte Bohnenkraut ist, um der Fäulnis vorzubeugen, an einem recht luftigen und trockenen Orte aufzubewahren und öfters aufzuschütteln. Die Samen sind nicht eher aus den Schoten zu läufen oder zu dreschen, als bis Schoten und Samen vollständig trocken sind.

Kleine Pfeffergurken. Kleine, gesunde, fleckenlose, höchstens fingerlange Gurken werden gewaschen und abgebürstet. Nachdem sie nun einige Stunden in Salzwasser gelegen, trocknet man sie gut ab und legt sie in Steintöpfe oder Fässer. Zwischen die einzelnen Lagen thut man zunächst etwas Salz und die Gewürze, die man liebt, vor allem Dill und Senfkörner, dann Lorbeerblätter, Estragon, Perlzwiebeln, Schalotten, kleine Stücke Meerrettig, ganzen schwarzen Pfeffer, etwas Cayennepfeffer. Es wird dann gekochter Weinessig kalt aufgegossen. Nach einigen Tagen wird derselbe abgegossen, wieder aufgekocht und dann wieder über die Gurken gethan.

Zahlenrätsel.

1
2 3 4
5 6 7 3 8
6 7 3 8 2 8 9
4 8 10 11 2 12 8 13 14
15 4 12 15 12 8 6 7 10 12 8
16 4 17 5 12 3 16 4 12 8 17 12 3
9 3 7 17 17 18 3 4 5 14 8 8 4 12 8
11 7 2 4 17 8 14 1 7 11 12 7 8
17 5 12 4 8 19 14 3 15 12 3
16 14 17 5 4 11 4 12 8
20 14 11 12 8 16 12
6 14 8 14 2
14 5 6
7

Die Zahlen in vorstehender Figur sind in der Weise durch Buchstaben zu ersetzen, daß folgende Bezeichnungen entstehen: 1) Ein Konsonant. 2) Ein Schweizer Kanton. 3) Eine Stadt in Preußen. 4) Ein Monat. 5) Eine Krankheit. 6) Stadt und Festung in Lothringen. 7) Ein Mönchsorden. 8) Eine europäische Großmacht. 9) Ein Kaiser. 10) Ein Raubtier. 11) Eine spanische Provinz. 12) Eine Stadt in Frankreich. 13) Eine Stadt in Hessen. 14) Eine Stadt in Belgien. 15) Ein Vokal.

Sind die Wörter richtig gefunden, so bezeichnet die senkrechte Mittelreihe einen spanischen Militäraufstand. Paul Klein.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Logogriph.

Vom Schwarzwald springe mit E ich herunter,
Eil' ohne Rast, bin dabei stets munter;
Doch mein jauchzendes Wandern, mein fröhliches Sein,
Endet gar bald im Altvater Rhein. —

Am waldreichen Harze, unweit der Leine,
Bin ich ein Städtchen, schmuck und gar feine:
Den Namen geb' ich zu wissen sodann,
Fügst du dem Worte ein Zeichen noch an.

Johannes Hespe.

Arithmogriph.

1 3 7 7 3. Eine französische Seestadt.
2 3 1 2 7. Ein Fisch.
3 6 1 2 3. Ein Baum.
4 3 7 8. Eine deutsche Festung.
5 6 3 4 3 5. Ein Fluß in Rußland.
6 4 4 6. Ein schweizer Getreidemaß.
7 3 6 1 2. Ein Gewässer.
8 6 4 4 7. Ein Gewürz.
1 2 3 4 5 6 7 8. Eine Stadt in Sachsen.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen, ergeben 1—8. P. Klein.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriphs: Wein, Schwein. — Des Worträtsels: Luft.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.